

Zweck erreicht," rief sie zürnend. „Sie allein haben diese Revolte veranlaßt, damit die National-Versammlung einen Vorwand hatte, von Versailles fort und nach Paris zu kommen. Nun, sie haben es erreicht! Doch man sage mir nicht, daß die Revolution damit geschlossen ist. Im Gegenteil, die Hydra wird jetzt erst alle ihre Köpfe hervorstrecken, und sie wird uns zerfleischen! Aber gleich viel! Ich will lieber von ihr zerfleischt werden, als mich vor ihr beugen!“

Und mit hochgehobenem Haupt, mit ruhiger Miene hatte Marie Antoinette die große Carosse bestiegen, in welcher die königliche Familie die Reise nach Paris machen sollte. Neben ihr saß der König, zwischen ihnen beiden der Dauphin. Ihnen gegenüber auf dem breiten Rücksitz ihre Tochter Therese, Prinzessin Elisabeth, und Frau von Tourzel, die Gouvernante der Kinder von Frankreich.

Hinter ihnen, in einem langen, unübersehbaren Zuge folgte zuerst ein Artillerie-Train, dann das mit Piken und Gewehren bewaffnete Volk, Männer mit Blut, mit Staub bedeckt, Frauen mit aufgelöstem Haar, mit zerrissenen Kleidern; die meisten von ihnen trunken von Wein, erschöpft von der wüsten Nacht, vom vielen Schreien und Jubeln, und dennoch mit heisern Stimmen unanständige Lieder singend, oder mit höhnenden Worten die Königsfamilie verspottend. Hinter diesen wilden Haufen des Volkes kamen zweihundert Garde du Corps, entwaffnet, ohne Hut und Bändel, jeder von ihnen geführt von zwei Grenadiern, ihnen folgten, gleichfalls von Grenadiern bewacht, einige Soldaten von der Schweizer-Garde, und vom Regiment Flandern. In der Mitte dieses Zuges rasselten geladene Kanonen einher, neben denen je zwei Soldaten, von Männern aus dem Volke bewacht, dahin schritten. Aber fürchtbarer noch, als das Gefolge der königlichen Equipage waren die Herolde, welche ihr vorausmarschirten. Herolde, bestehend aus den tollsten, den wüthendsten dieser Männer und Weiber, ungeduldig den Moment herbeisehnend, um es der Stadt Paris zu verkünden, daß die Revolution in Versailles das Königthum gedemüthigt, daß das Volk gesiegt habe. Die blutigen Trophäen dieses Sieges führten sie mit sich, die Köpfe von Baricourt, Deshutes, den treuen Schweizern, welche im Dienste ihres Königs gestorben waren. Sie hatten diese beiden Köpfe auf Piken gesteckt, welche zwei Männer aus dem Volke dem Zuge vorausstrugen. Zwischen ihnen, mit stolzer, triumphirender Miene schritt eine riesige Männergestalt mit langem, schwarzen Bart, mit nackten, blutbesleckten Armen, mit funkelnden Augen, das Gesicht und die Hände roth von dem Blute, mit welchem er sich gewaschen, in der rechten Hand das Schlachtmesser, welches noch triefte von Blut. Das war Jourdan, welcher sich heute, da er den beiden Schweizergarden den Kopf abgeschnitten, den Namen des „Kopfabhackers“ erworben

hatte, einen Namen, welchen er während der ganzen Revolutionszeit sich zu bewahren verstand.\*

Wie die Sturmvögel, begierig die ersten zu sein, welche Paris den Triumph des Volkes verkündeten, ungeduldig über das langsame Vorwärtsschreiten des Königszuges, eilten diese Herolde des Sieges mit dem blutigen Banner dem Zuge voran gen Paris. In Sevres machten sie Halt, nicht um zu ruhen, oder den nachfolgenden Zug zu erwarten, sondern um von dem herbeigerufenen Friseur die Köpfe der beiden Schweizer fristren und pudern zu lassen, damit sie, wie Jourdan mit brüllendem Gelächter den jubelnden Schaaren kündete, als seine Cavaliere ihren Einzug halten könnten in die Hauptstadt.

Während so vor ihnen und hinter ihnen wüthendes Geschrei, lautes Singen und Lachen ertönte, herrschte im Innern des Wagens, welchen die königliche Familie einnahm, ununterbrochenes Schweigen. Der König hatte sich in die Ecke zurückgelehnt, und hielt die Augen geschlossen, um nicht diese fürchtbaren Gestalten zu sehen, welche von Zeit zu Zeit an die Fenster des Wagens herantraten, um mit neugierigen Blicken hineinzufragen, oder mit einem spöttischen Lachen, einem zweideutigen Witzwort die unglückliche Königsfamilie zu verhöhnen.

Die Königin aber saß aufrecht, in stolzer, ernster Haltung da, muthig dem Schreckniß in's Auge schauernd, und mit keinem Zucken ihrer Wimper, mit keinem Seufzer ihrer trocknen bleichen Lippen die Qual verrathend, welche in ihrer Seele brannte.

„Mein, lieber sterben, als diesem triumphirenden „Gefindel“ die Freude gönnen, zu sehen, was ich leide! Lieber vor Erschöpfung zusammenbrechen, als mich beklagen.“

Keine Klage, kein Seufzer kam über ihre Lippen, und dennoch, — als der Dauphin nach vier Stunden dieser traurigen Fahrt mit bittendem Ausdrucke sich an seine Mutter wandte, als er mit seiner süßen Stimme flehete: „Mama Königin, mich hungert!“ — da wich der stolze Ausdruck aus den Zügen der Königin, da rannen zwei große Thränen langsam über ihre Wangen nieder!

Endlich, nach einer Fahrt von acht Stunden, endlich kam der fürchterliche Zug in Paris an. Kein Fenster in den Häusern der Straßen, durch welche der königliche Zug kam, war leer. Staunend und schauernd sahen die Bürger von Paris diesem nie gesehenen seltsamen Schauspiel zu, — der König und die Königin von Frankreich, im Triumph daher geführt von den niedrigsten Leuten aus dem Volk! Ein dumpfes Entsetzen erfaßte diejenigen, welche bis jetzt die Revolution hatten ableugnen wollen, welche vermeinten, daß Alles wieder zurückkehren würde in die alten gewohnten Formen. Jetzt konnte Niemand mehr dieser Hoffnung

\* Jourdan, der Kopfabhacker, hatte bis dahin in der königlichen Academie für Malerei und Sculptur als Modell gedient.

15.

## Mama Königin.

„Alles geht vorüber, Alles findet ein Ende, man muß nur den Muth haben, immer dessen eingedenk zu bleiben,“ sagte Marie Antoinette mit einem sanften Lächeln, als sie am Morgen nach ihrer Ankunft in Paris sich von ihrem Lager erhob und in dem improvisirten Wohnzimmer, von ihren Damen bedient, ihre Chocolate trank. „Da sind wir nun installiert in den Tuileries, und haben geschlafen, während wir doch gestern wohl meinten, wir wären verloren und nur der Tod könne uns noch die Ruhe des Schlafes geben.“

„Es war ein fürchterlicher Tag“ seufzte Frau von Campan. „Aber Eure Majestät haben ihn als Selbin durchlebt.“

„Ach, Campan,“ sagte die Königin traurig, „ich habe nicht den Ehrgeiz, eine Selbin sein zu wollen, und ich würde dem Schicksal sehr dankbar sein, wenn es mir erlaubte, von jetzt an nur noch die Frau, die Mutter sein, wenn ich nicht mehr die Königin sein darf!“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür; der kleine Dauphin, gefolgt von seinem Lehrer, dem Abbé Davout, hüpfte herein und slog mit ausgebreiteten Armen zu Marie Antoinette hin.

„Oh Mama Königin,“ rief er mit schmeichelnder Stimme, „ich bitte Dich, laß uns wieder in unser schönes Schloß zurückkehren. Hier in diesem großen dunklen Hause ist es abföhrlich.“

„Still, mein Kind, still,“ sagte die Königin, den schönen Knaben an sich drückend, „Du mußt das nicht sagen, Du mußt Dich gewöhnen, überall zufrieden zu sein.“

„Mama Königin,“ flüsterte das Kind, sich zärtlich an die Königin schmiegend, „es ist aber doch wahr, es ist abföhrlich hier. Doch ich werde es immer nur ganz leise sagen, damit Niemand außer Dir es hört! Aber sage mir, wem gehört denn dieses häßliche Haus, und warum wollen wir darin wohnen, da wir doch ein so schönes Schloß und einen so prächtigen Garten in Versailles haben?“

„Mein Sohn,“ erwiderte Marie Antoinette seufzend, „dieses Haus gehört Uns, und es ist ein schönes und berühmtes Schloß. Du darfst nicht sagen, daß es Dir mißfällt, denn Dein erhabener Urgroßvater, der große König Ludwig der Vierzehnte, hat in diesem Schloß, welches man die Tuileries nennt, gewohnt, und hat es berühmt gemacht vor ganz Europa.“

„Ach, ich wollte doch, wir wären erst wieder fort von hier,“ flüsterte der Dauphin Ludwig Carl, indem er seine großen, blauen Augen mit einem langen, furchtsamen Blicke durch das weite öde Gemach schweifen ließ, welches nur spärlich mit einigen altmodischen, verblühten Meubles eingerichtet war.

sich hingeben, jetzt mußten auch die Furchtsamsten es eingestehen, die Revolution war da, und man mußte sich gewöhnen, ihr Aug' in Auge zu sehen!

Langsam bewegte der Zug sich vorwärts, langsam den Quai hinunter, der neben dem Tuileriengarten hinführt. Die Spaziergänger, welche in dem Garten sich befanden, eilten auf den Wall empor, welcher damals den Park an den Seiten des Quais begrenzte, und von hier aus dieser fürchtbaren Prozeßion zuzusehen: wie das entfesselte Volk das gefesselte Königthum dahinschleppte.

Hohn und Schadenfreude sprach aus den meisten Gesichtern dieser Zuschauer, aber manche Gesichter auch erlebten, zuckten vor Hohn und Schmerz. In den vordern Reihen der Zuschauer standen zwei junge Männer, der Eine im einfachen Civilanzug, der Andere in der Uniform eines Unterlieutenants. Das Gesicht des jungen Offiziers war bleich, aber es leuchtete von seltener Energie, und mit seinem edlen, antiken Profil, seinen flammenden Aderaugen fesselte es jeden Blick, beschäftigte es Jeden, der es anschauete.

Als das heulende, brüllende Volk mit wildem Sauchzen an ihm vorüberzog, wandte der junge Offizier mit dem Ausdruck staunender Entrüstung sich an seinen jungen Begleiter.

„O Gott,“ rief er, „mein Freund, wie ist dies nur möglich? Hat denn der König keine Kanonen, um diese Canaille zu zerschmettern?“

„Mein Freund,“ erwiderte der junge Mann lächelnd, erinnere Dich der Worte unseres erhabenen Dichters Corneille: „Dem König giebt das Volk den Purpurmantel, es nimmt zurück ihn, wenn es ihm gefällt. Der Bettler, nur von Volkes Gnaden König, giebt seinen Purpur an das Volk zurück!“

„Ach,“ rief der junge Unterlieutenant lächelnd, „was man einmal empfangen, soll man festhalten. Ich wenigstens, wenn ich Einmal von Volkes Gnaden den Purpur empfangen hätte, ich gäbe ihn nicht zurück! Aber komm, mein Freund, laß uns weiter gehen; es eckelt mich diese Canaille zu sehen, welche Du so vornehm das Volk nennst!“

Er faßte heftig den Arm des Freundes, und wandte sich dem einsameren Theil des Tuileriengartens zu.

Dieser junge Unterlieutenant, welcher mit so unwillemgem Staunen die Prozeßion der Revolution an sich vorübergehen sah, und den das Schicksal bestimmt hatte, diese Revolution bereits zu zerschmettern, dieser junge Unterlieutenant hieß: Napoleon Bonaparte!

Der junge Mann, der ihm zur Seite ging, und den das Schicksal bestimmt hatte, auch eine Revolution zu verbringen, wenn auch nur in der Welt der Coulisfen, und die Schauspielkunst auf neue Bahnen zu leiten, der junge Mann hieß: Talma!

\* Seine eigenen Worte. Siehe Beauschöne I. 85.

„Ich wollte es auch,“ seufzte Marie Antoinette in sich hinein, aber so leise sie es gesagt, das seine Ohr ihres Kindes hatte es doch verstanden.

„Du wolltest es auch? fragte Ludwig Carl erstaunt. „Bist Du denn nicht mehr Königin, Mama, kannst Du nicht mehr thun, was Du willst, und was Du magst?“

Die Königin, von dieser harmlosen Frage des Dauphins bis in's innerste Herz getroffen, brach in Thränen aus.

„Mein Prinz,“ sagte Abbé Davout, sich dem Dauphin nähernd, „Sie sehen es wohl, Sie betrüben die Königin, und Ihre Majestät bedarf der Ruhe. Kommen Sie, wir wollen einen Spaziergang machen.“

Aber Marie Antoinette legte ihre beiden Arme fest um das Kind, und drückte sein blondes Lockenhaupt sanft an ihre Brust.

„Nein,“ sagte sie, „nein, er betrübt mich nicht. Lassen Sie mich weinen! Die Thränen thun mir so wohl! Man ist nur unglücklich, wenn man nicht mehr weinen kann, wenn, — aber, was ist das?“ unterbrach sich die Königin, indem sie sich hastig von ihrem Fauteuil erhob, „was bedeutet dieser Lärm?“

In der That, man vernahm von der Straße her lautes Schreien und Jubeln, und dazwischen Stimmen der Verwünschung und drohende Rufe.

„Mama,“ rief der Dauphin, sich ängstlich an die Königin anklammernd, „ist heute denn immer noch gestern?“

Die Thür ward heftig geöffnet und der König trat ein. „Sire,“ rief Marie ihm hastig entgegen, „was giebt es? Will man die fürchterlichen Scenen von gestern erneuern?“

„Im Gegentheil, Marie,“ sagte Ludwig achselzuckend, „man will diejenigen, welche sie veranlaßt haben, zur Rechenschaft ziehen. Eine Deputation des Gerichtshofes vom Chatelet ist hieher in die Tuileries gekommen, und begehrt von mir die Autorisation zur Verfolgung der Schuldigen, von Dir einige Auskunft über das, was geschehen. Das Volk hat diese Deputation hierher begleitet, und daher entsteht dieser Lärm. Ich komme, Sie zu bitten, Marie, daß Sie der Deputation des Chatelet Audienz geben wollen.“

„Als ob man uns noch eine Wahl ließe, dergleichen abzuschlagen, Sire,“ seufzte Marie Antoinette. „Das Volk, welches da draußen heult und schreit, ist jetzt der Hülfen derjenigen, welche uns höhrend fragen, ob wir ihnen Audienz geben wollen. Wir müssen uns unterwerfen!“

Der König zuckte statt aller Antwort nur die Achseln, und öffnete die Thür des Vorzimmers. „Lassen Sie eintreten,“ befahl er dem harrenden Kammerherrn.

\* Die eigenen Worte des Dauphins. Siehe: Beauschéne I.

Die beiden Flügelthüren wurden nun geöffnet, und die laute Stimme des Hülfers verkündete: „Die Herren Richter vom Chatelet!“

Langsam, mit ehrfürchtvoller Miene, gesenkten Hauptes traten die Herren in ihren langen, schwarzen Talaren in das Gemach ein, und blieben alsdenn demütig neben der Thür stehen.

Marie Antoinette war einige Schritte vorgetreten. Keine Spur von Schmerz und Unruhe war mehr in ihrem Angesichte zu lesen. Hochgehoben war ihre Gestalt, stolz und flammend ihr Blick, edel und majestätisch der Ausdruck ihres Angesichtes. Sie war immer noch die Königin, wenn auch nicht umgeben von dem feierlichen Pomp, welchen die Etiquette in Versailles sonst bei den öffentlichen Audienzen daseibst entfaltetete. Sie stand nicht auf der von Purpursammet überdeckten obersten Stufe des Thrones, kein goldgestickter, mit der Königskrone geschmückter Baldachin wölbte sich über ihr, kein glänzender, von Brillanten funkelnder Hof umgab sie, nur ihr Gemahl stand neben ihr, und ihr Sohn schmiegte sich an ihre Seite, und sein Lehrer, der Abbé Davout, schüchtern in den Hintergrund gedrückt, machte allein ihr Gefolge aus. Aber Marie Antoinette bedurfte nicht dieses äußern Prunkes, um Königin zu sein, sie war es in ihrer Haltung, in jedem Blick, in jeder Bewegung. Sie ertheilte mit edler Würde der Deputation die Erlaubniß, sich ihr zu nähern und zu ihr zu sprechen. Sie horchte mit ruhiger Aufmerksamkeit auf die Worte des Sprechers, welcher Marie Antoinette im Namen des hohen Gerichtshofes das tiefe Entsetzen ausdrückte, mit welchem die verbrecherischen Scenen des gestrigen Tages ihn erfüllten. Er bat dann demütig die Königin, diejenigen zu nennen, welche ihr vielleicht von den Empörern bekannt wären, damit man sich ihrer bemächtigte; aber Marie Antoinette unterbrach ihn mitten in seiner Rede.

„Nein, mein Herr,“ rief sie, „nein. Niemals werde ich die Angeberin der Unterthanen des Königs sein!“

Der Sprecher verneigte sich ehrfürchtvoll. „So bitte ich im Namen des hohen Gerichtshofes vom Chatelet mindestens, daß Ew. Majestät uns befehlen wollen, die Schuldigen zur Rechenschaft zu ziehen, denn ohne solchen Auftrag können wir das Verbrechen nicht verfolgen.“

„Und ich will auch nicht, daß Sie irgend Jemand verfolgen,“ sagte die Königin hoheitsvoll. „Ich habe Alles gesehen, Alles gewußt, und Alles vergessen! Gehen Sie, meine Herren, gehen Sie! Mein Herz kennt keine Rache, es hat Allen denen vergeben, welche mich gekränkt haben. Gehen Sie!“ †

\* Marie Antoinette's eigene Worte. Siehe: Goncourt: Marie Antoinette, p. 196.

† Die eigenen Worte der Königin. Siehe: Goncourt: Marie Antoinette, p. 197.

Mit einer gebieterischen Bewegung ihrer Hand, einem sanften Neigen ihres Hauptes entließ sie die Deputation, welche sich schweigend zurückzog.

„Marie,“ sagte der König, die Hand der Gemahlin mit ungewohnter Lebhaftigkeit ergreifend, und sie zärtlich an seine Lippen drückend. „Marie, ich danke Ihnen im Namen aller meiner Unterthanen. Sie haben in dieser Stunde nicht als die Königin, sondern als die Mutter meines Volkes gehandelt.“

„Ach, Sire,“ seufzte Marie Antoinette mit einem traurigen Lächeln, „nur, daß die Kinder nicht an die Liebe ihrer Mutter glauben wollen, nur, daß Ihre Unterthanen mich nicht für ihre Mutter, sondern für ihre Feindin halten.“

„Man hat sie irre geleitet,“ sagte der König. „Uebelwollende haben sie getäuscht, aber ich hoffe, es soll uns gelingen, das Volk von seinem Irrthum zurückzuführen.“

„Sire,“ seufzte Marie Antoinette, „ich hoffe nichts mehr, aber,“ fügte sie mit festerer Stimme hinzu, „ich fürchte auch nichts mehr. Möge das Aergste über mich hereinbrechen, es soll mich gewaffnet finden.“

Eine Seitenthür ward jetzt geöffnet, und Frau von Campan trat ein.

„Majestät,“ sagte sie, sich tief verneigend, „eine große Zahl der Damen des Faubourg St. Germain sind in dem kleinen Empfangssaal. Sie wünschen Ihrer Majestät ihre Ehrfurcht zu bezeugen.“

„Ich will sie sogleich empfangen,“ rief Marie Antoinette beinahe freudig. „Ach, sehen Sie nur, mein Gemahl, das Unglück hat auch seine Tröstungen. Diese Damen des Faubourg St. Germain schmolten sonst mit mir, sie konnten es mir nicht vergeben, daß ich eine Oesterreicherin war. Heute fühlen sie doch, daß ich die Königin von Frankreich bin, und daß ich zu ihnen gehöre. Vergebung, Sire, daß ich Sie verlasse!“

Sie eilte beflügelten Schrittes von dannen. Der König schauete ihr mit einem schmerzlichen Ausdruck nach. „Arme Königin,“ murmelte er, „wie sehr man sie verkennt, wie böshaft man sie verleumbet. Und ich kann es nicht ändern, und ich muß es geschehen lassen!“

Er sank mit einem tiefen Seufzer, der fast einem Stöhnen glich, auf einen Fauteuil nieder, und vertiefte sich in die grauenvolle Rück Erinnerung. Eine sanfte Berührung seiner Hand, die auf der Seitenlehne des Stuhles lag, weckte ihn aus seinem Sinnen. Vor ihm stand der Dauphin, und blickte aus seinen blauen großen Augen ernst und sinnend zu seinem Vater auf.

„Ach, Du bist es, mein kleiner Ludwig Carl,“ sagte Ludwig, ihm zunickehend. „Was willst Du von mir, mein Kind?“

„Papa König,“ erwiderte der Knabe schüchtern, „ich möchte Dich Etwas fragen, etwas sehr Ernsthaftes.“

„Etwas sehr Ernsthaftes?“ wiederholte der König. „Nun, was ist es! Laß hören!“

„Sire,“ sagte der Dauphin mit wichtiger, gedankenvoller Miene, „Sire, Frau von Tourzel hat mir immer gesagt, ich müßte das Volk von Frankreich sehr lieben, und gegen Jedermann sehr freundlich sein, denn das Volk von Frankreich liebe meinen Papa König und meine Mama Königin so sehr, und dafür müßte ich mich dankbar zeigen. Wie kommt es nun, Sire, daß das französische Volk auf einmal so böse gegen Dich ist, und daß es meine Mama gar nicht mehr liebt? Was habt Ihr Beide denn gethan, daß das Volk so in Zorn gerathen ist, da man mir doch gesagt hat, das Volk, das wären die Unterthanen Eurer Majestät, und sie wären Ihnen Gehorsam und Ehrfurcht schuldig? Sie waren aber gestern gar nicht gehorsam, und gar nicht ehrfürchtig, Eure Unterthanen. Wie geht das nun zu, Papa?“

Der König zog den kleinen Prinzen auf sein Knie, und legte seinen Arm um die zarte, schlanke Gestalt des Knaben. „Das will ich Dir erklären, mein Sohn,“ sagte er, „und höre wohl zu, was ich Dir sage.“

„Sire, ich höre wohl zu,“ rief der Prinz lebhaft. „Ich wenigstens bin ein gehorsamer Unterthan meines Königs, denn der Abbé Davout hat mir gesagt, ich wäre nichts weiter als der Unterthan Eurer Majestät, und ich müßte als Sohn und als Unterthan dem ganzen französischen Volk ein gutes Beispiel geben, wie man seinen König zu lieben und ihm zu gehorchen hat. Ich liebe Dich doch nun sehr, Papa, und ich bin auch gehorsam, so viel ich irgend vermag. Es scheint aber, daß mein gutes Beispiel bei den andern Unterthanen gar nichts geholfen hat. Woher kommt das, Papa König?“

„Mein Sohn,“ sagte Ludwig, „das kommt daher, daß es böse Menschen giebt, welche dem Volke gesagt haben, ich liebe es nicht. Wir haben große Kriege zu führen gehabt, und Kriege kosten viel Geld. Darum forderte ich von meinem Volk, daß es mir Geld bewillige, wie meine Vorfahren das auch immer gethan haben.“

„Mein Gott, Papa,“ rief der Dauphin, „warum hast Du das gethan! Warum hast Du nicht meine Börse genommen, und davon bezahlt. Du weißt ja, ich bekomme jeden Tag meine Börse ganz gefüllt mit blanken Francsstücken, und — aber freilich,“ unterbrach er sich selbst, „da wäre nichts übrig geblieben für die armen Kinder, denen ich immer auf meinem Spaziergang austheile. Ach, und es giebt so viele arme Kinder, ach, so viele, daß meine Börse jeden Tag leer ist, wenn ich von meinem Spaziergang heimkehre, und doch gebe ich jedem Kinde nur ein einziges armes Francstück. Dein Volk hat also Geld, Papa, mehr Geld wie Du selber?“

„Mein Kind, die Könige empfangen Alles, was sie haben, von den Völkern, aber sie geben dafür auch

Alles, was sie haben, den Völkern. Der König ist der von Gott eingesetzte Herr und Gebieter seines Volkes, welches ihm dafür Ehrfurcht und Gehorsam schuldig ist, und seinem König Abgaben zahlen muß. Wenn der also Geld braucht, so ist er berechtigt, es von seinen Untertanen zu fordern, indem er ihnen Abgaben, oder wie man sagt, Steuern auferlegt. Versiehst Du mich?"

„Ja wohl, Papa,“ rief das Kind, welches mit großen Augen, mit athemloser Aufmerksamkeit zugehört hatte. „Ich verstehe Alles sehr wohl. Aber es gefällt mir nicht. Mir scheint, wenn man König ist, muß Einem Alles gehören, und der König muß alles Geld haben, damit er es seinen Untertanen geben kann. Sie müssen ihn bitten, und er nicht sie.“

„In früheren, glücklicheren Zeiten war es auch so,“ seufzte der König. „Aber manche Könige haben ihre Macht und ihre Gewalt gemißbraucht, und darum hat man sie beschränkt, und der König darf kein Geld mehr ausgeben, ohne daß das Volk damit einverstanden ist.“

„Hast Du denn jetzt Geld ausgegeben, Papa, ohne das Volk zu fragen? Kam es deshalb gestern nach Versailles, und war so böse, oh, so sehr böse? Denn diese bösen Leute, das war doch das Volk, nicht wahr?“

„Nein, mein Sohn,“ erwiderte Ludwig, „ich hoffe, das war nicht das Volk. Auch darf das Volk nicht so in Massen zu mir kommen, sondern es muß durch seine Vertreter zu mir reden. Die Vertreter des Volks habe ich aber selber zu mir berufen, das sind die General-Staaten, die ich in Versailles versammelt hatte. Ich forderte von Ihnen Geld für die Ausgaben, welche ich für das Volk zu machen habe, sie aber forderten von mir Dinge, die ich nicht gewähren konnte, weder für mich, noch für Dich, mein Sohn, der Du einst mein Nachfolger sein wirst. Da sind nun böse Menschen hergekommen, und haben das Volk aufgeregt, und haben ihm eingeredet, ich liebe das Volk nicht mehr, ich wollte meinen Untertanen Böses zufügen. Und die armen Leute haben geglaubt, was ihnen die schlechten Rathgeber und Verleumder vorgelogen, und haben sich von ihnen verleiten lassen, sich gegen mich zu empören. Aber es wird jetzt Alles wieder gut werden, und meine Untertanen werden jetzt einsehen, daß ich sie liebe, und bereit bin, Alles mit ihnen zu theilen. Deshalb bin ich nach Paris gekommen, um hier in der Mitte meines Volkes zu wohnen. Es ist freilich nicht so schön, als in Versailles, unsere Gemächer sind nicht so prächtig und bequem, und es fehlen uns auch die schönen Gärten, in denen wir so glücklich waren. Aber wir müssen uns doch daren finden, und es gern zu ertragen suchen. Wir müssen daran denken, daß es doch in Paris Niemand besser hat, als wir, und daß die Pariser doch nun erkennen müssen, wie herzlich ihr König sie liebt, da er sein schönes Versailles aufgegeben und

verlassen hatte, um in ihrer Mitte zu wohnen, und alle Noth, und alle Unbequemlichkeit mit ihnen zu theilen.“

„Papa König,“ rief der Knabe mit leuchtenden Augen, „ich habe jetzt Alles verstanden, und ich schäme mich recht, daß ich vorher gemurrt habe. Ich verspreche Ihnen, Sire,“ fuhr er mit ernsthafter Miene fort, indem er wie bethuernd seine Hand auf seine Brust legte, „ja, Sire, ich verspreche Ihnen auch, daß ich mir Mühe geben will, dem Volke mit einem guten Beispiel voranzugehen, und recht freundlich und artig zu sein. Ich werde mich niemals mehr beklagen darüber, daß wir hier in Paris wohnen, und ich werde mir Mühe geben hier auch recht vergnügt und zufrieden zu sein.“

Und der Dauphin hielt Wort! Er gab sich Mühe, zufrieden zu sein, er gedachte mit keinem Worte mehr des früheren schönen Lebens in Versailles, sprach niemals mehr davon, sondern schien es ganz und gar vergessen zu haben, daß er jemals anders wo gewesen, als hier in dem großen, öden Schlosse, hier in den düstern Sälen mit den verblühten Tapeten, den ernstesten, feierlichen Meubles, deren goldene Einfassungen trübe, deren Polster hart geworden waren, hier in diesem Garten, von dem ein kleiner, abgeschlossener Theil allein für die Spaziergänge der königlichen Familie übrig blieb, und wo durch das eiserne Gitter, welches es umgab, so oft drohende Worte herein gerufen wurden und zornige, gehässige Gesichter sichtbar wurden!

Eines Tages, als der Dauphin solche Zurufe vernahm und solche Gesichter hinter den Gittern erblickte, schrat er zusammen, und sich zitternd an seine Mutter anklammernd bat er mit ängstlicher Stimme, sie wollten den Garten verlassen und in das Schloß zurückkehren. Aber Marie Antoinette führte den weinenden, zitternden Knaben weiter hinein in den Garten, statt ihm seinen Wunsch zu erfüllen. In dem kleinen Pavillon, welcher an der Ecke des Gartens auf der Seite des Quais sich erhob, ließ sie sich nieder, und den Knaben in ihre Arme emporhebend, setzte sie ihn vor sich auf den Marmortisch, trocknete mit ihrem Tuch seine weinenden Augen und bat ihn mit zärtlichen Worten, nicht mehr zu weinen, nicht mehr sich zu ängstigen.

„Wenn Du weinst, mein Kind,“ sagte sie endlich traurig, da der Dauphin immer noch seine Thränen nicht bewältigen konnte, „wenn Du weinst, so habe ich gar keinen Muth mehr, und es wird auf einmal Alles so dunkel und trübe um mich, als ob die Sonne untergegangen wäre. Wenn Du weinst, so möchte ich gleich mit Dir weinen, und siehst Du, mein Sohn, es ziemt sich doch nicht für eine Königin, daß sie weint. Die bösen Leute, welche uns gern Herzeleid zufügen möchten, die haben ihre Freude daran, wenn sie uns weinen sehen, und darum müssen wir viel zu stolz sein, um sie sehen zu lassen, was wir leiden. Für mich bin ich es auch, aber wenn ich Dich leiden sehe, mein Liebling, da

schwindet alle meine Kraft und Stärke. Weißt Du wohl, wie wir neulich von Versailles hierher führen, mein Sohn? Wie die bösen Menschen, welche uns umgaben, mich verhöhnten und beschimpften? Ich blieb kalt und ruhig, aber ich weinte, als Du, mein Kind, über Hunger klagtest.“

„Mama,“ rief das Kind mit blühenden Augen, „Mama, ich werde niemals mehr klagen und die bösen Menschen sollen niemals mehr die Freude haben, Dich weinen zu sehen.“

„Den guten Menschen aber, mein Kind, den guten Menschen mußt Du immer recht freundlich begegnen und Dich recht zuvorkommend gegen sie bezeigen.“

„Ich will es thun,“ erwiderte der Dauphin gedankenvoll. „Aber, Mama Königin, sage mir doch, welches die guten Menschen sind?“

„Nimm an, mein Louis, daß alle Menschen gut sind,“ sagte Marie Antoinette seufzend, „und sei ihnen daher Allen freundlich. Wenn sie Deine Güte und Freundlichkeit dann verschmähen und von sich stoßen, so ist das nicht Deine Schuld und der liebe Gott und Deine Eltern werden dann doch zufrieden mit Dir sein.“

„Mama,“ rief der Prinz und es flog wie ein Schatten über sein reines, von Kindlichkeit und Schönheit strahlendes Angesicht hin, „Mama, ich kann es aber nicht annehmen, daß alle Menschen gut sind. Wie sie immer so schalten und schimpfen und böse Worte uns in den Wagen hineinrieseln, und Dich, meine liebe Mama Königin, so wüthend anschrien, da waren die Menschen doch nicht gut, und ich könnte nimmermehr freundlich gegen diese Menschen sein, wenn sie wieder kämen.“

„Sie werden nicht wieder kommen, mein Louis, nein, wir wollen es hoffen, daß die bösen Menschen nicht wieder kommen, und daß diejenigen, welche uns hier aufsuchen, gute Menschen sind. Deshalb sei gegen Alle recht freundlich und zuvorkommend, damit sie Dich recht lieb gewinnen und erkennen, daß ihr zukünftiger König schon als Kind recht artig und höflich ist.“

„Gut,“ rief der Knabe lebhaft, „ich werde artig und höflich gegen Jedermann sein, damit Du mit mir zufrieden bist. Ja, bloß darum werde ich es thun.“

Marie Antoinette drückte den lieblichen Knaben fest an sich und küßte seine purpurrothen Lippen.

Ein Hussier trat ein und meldete den General Lafayette und Herrn von Bailly, den Maire von Paris.

„Mama Königin,“ murmelte der Prinz, als die beiden Herren auf die Erlaubniß der Königin eintraten, „Mama Königin, das ist der General her damals in Versailles war. Ich kann nicht freundlich gegen ihn sein, denn er gehört zu den bösen Menschen!“

„Still, mein Kind, still,“ flüsterte die Königin, „um Gott, laß das niemals von Andern hören. Nein,

nein, der General Lafayette gehört nicht zu unsern Feinden, er ist nicht böse, er meint es gut mit uns! Sei freundlich, recht freundlich, mein Kind!“

Und Marie Antoinette nahm ihren Sohn an die Hand und schritt mit einem Lächeln auf der Lippe den beiden Herren entgegen, um sie nach der Ursache ihres Erscheinens zu dieser ungewohnten Stunde und an diesem Ort zu fragen.

„Madame,“ sagte General Lafayette, „ich komme um Ew. Majestät zu ersuchen, ob Sie nicht die Gnade haben wollen, mir die Stunden anzugeben, in welchen Sie den Park und den Garten besuchen möchten, damit ich darnach meine Vorkehrungen treffe.“

„Das heißt, Herr General,“ rief die Königin, „es soll nicht mehr von meinem freien Willen abhängen, wann und zu welcher Zeit ich in den Park gehen will, sondern es soll mir nur in gewissen Stunden erlaubt sein, wie es den Gefangenen zu gewissen Stunden erlaubt ist, ihre Spaziergänge zu machen?“

„Ich bitte um Vergebung, Madame,“ sagte der General ehrerbietig, „Ew. Majestät wollen gnädigst bedenken, daß mir die Ruhe und Sicherheit Ihrer erhabenen Person über Alles heilig ist, und daß ich es für meine erste Pflicht erachte, Sie vor jeder Beleidigung und jeder Unannehmlichkeit zu beschützen!“

„Dahin also ist es gekommen,“ rief Marie Antoinette zürnend. „Die Königin von Frankreich muß beschützt werden vor Beleidigungen und Unannehmlichkeiten! Sie darf nicht einmal mehr zu jeder Zeit in ihren Park hinausgehen, weil sie fürchten muß, daß, wenn der General Lafayette nicht besondere Vorkehrungen getroffen hat, das Volk sie beleidigen und insultiren wird. Aber, wenn dem so ist, mein Herr, warum schließt man alsdann nicht die Thore des Parks? Er ist königliches Eigenthum, und es wird doch dem Könige wohl erlaubt sein, sich sein Privateigenthum vor der Brutalität des Vöbels zu schützen. Ich werde selber dafür sorgen, Herr General, daß ich vor Beleidigungen geschützt bin und zu jeder Zeit, wenn es mir beliebt, in den Park und in die innern Gärten hinausgehen kann. Ich werde Se. Majestät den König bitten, daß er die Gitterthore des Parks und auch die Promenade am Quai schließen läßt. Damit wird Alles gesagt sein und wir werden mindestens dadurch die Freiheit gewinnen, zu jeder Zeit spazieren gehen zu können, ohne vorher den Herrn General Lafayette davon zu benachrichtigen.“

„Madame, ich vermuthete, daß Sie mir das erwidern würden,“ sagte Lafayette traurig, „und ich habe deshalb den Herrn von Bailly ersucht, mich zu Ew. Majestät zu begleiten, damit er mit mir Sie ansehen möchte, gnädigst von solcher Gewaltmaßregel abzustehen und das leider schon überbies so erbitterte Volk nicht noch mehr aufzureizen.“

„Sie sind also auch der Meinung, mein Herr?“ fragte Marie Antoinette, sich an den Herrn von Bailly

wendend. „Sie werden es auch als eine Gewaltmaßregel bezeichnen, wenn der König von seinem Hausrecht Gebrauch macht und diejenigen aus seinem Eigenthum fern hält, welche ihn belästigen?“

„Ew. Majestät, es steht dem Könige leider nicht ganz frei, von diesem Hausrecht, wie Ew. Majestät es nennen, Gebrauch zu machen.“

„Sie wollen doch nicht sagen, mein Herr, daß wenn es dem Könige beliebt, seine überlästigten Fremden in den Park der Tuilerien eintreten zu lassen, er dann nicht das Recht haben sollte, die Thore zu schließen?“

„Madame, ich muß mir allerdings erlauben, das zu sagen,“ erwiderte Herr von Bailly sich leicht verneigend. „König Heinrich der Vierte hat den Parisern für ewige Zeiten das Privilegium verliehen, daß der Park der Tuilerien ihnen immer unverschlossen sei und sie ihn zu ihren Spaziergängen benutzen sollten. Das Schloß der Tuilerien war, wie Ew. Majestät bekannt ist, ursprünglich von der Königin Katharina von Medicis nach dem Tode ihres Gemahls gebaut und zu ihrem königlichen Wittwenstuhle bestimmt. Es gingen damals im Volk allerlei Sagen um von gar unheimlichen Dingen, welche sich im Park der Tuilerien befinden sollten. Man erzählte von Laboratorien, in denen die Königin Katharina von Medicis ihre Gifte braue, von einem Pavillon, in welchem sich eine Marterkammer befände, von unterirdischen Zellen für die lebendig Begrabenen, und alle diese Schauergeschichten machten, daß Niemand, sobald die Sonne untergegangen, es wagte, sich diesem Orte der Schrecknisse zu nähern. Als aber die Königin Katharina Paris verlassen hatte, und Heinrich der Vierte als König im Louvre residierte, ließ er den gefürchteten Tuileriengarten mit allen seinen Schrecknissen den Parisern öffnen und machte aus dem Garten der Königin einen Garten für das Volk, damit der Fluch, welcher auf ihm gelastet, sich in Segen verwandele!“

„Und jetzt meinen Sie, Herr Maire, würde es heißen, den Segen wieder in Fluch verwandeln, wenn wir die Pforten, welche Heinrich der Vierte geöffnet, wieder zuschließen wollten?“

„Ich fürchte es, Madame, und wage es daher, zu bitten, daß man dem Volke den Eintritt in den Tuileriengarten nicht entziehen und ihm seinen Genuß nicht verkümmern wolle.“

„Nicht dem Volke, nur uns soll der Genuß verkümmert werden,“ rief Marie Antoinette schmerzlich. „Diejenigen haben wohl Recht, welche das Volk jetzt den eigentlichen König von Frankreich nennen, aber sie vergessen, daß dieser neue König nur durch Verrath, durch Rebellion und Mord den Thron usurpirt hat, und daß der Zorn Gottes und die Gerechtigkeit der Menschen ihn eines Tages wieder hinunterschleudern wird in den Staub zu unsern Füßen. Auf diesen Tag hoffe ich, und bis dahin will ich in Geduld und mit unerschütterlichem Muth ertragen, was das Geschick

mir auferlegt. Die Bosheit und Brutalität der Menschen soll mich wenigstens nicht einschüchtern, und ich will mich nicht aus Furcht zu einer Gefangenen erniedrigen, welche unter dem Schutze des Herrn von Lafayette, des Volksgenerals, ihre nach Stunden bestimmten Spaziergänge macht.“

„Majestät,“ rief Lafayette erbleichend, „Majestät —“

„Was beliebt?“ unterbrach ihn die Königin mit einer stolzen Bewegung ihres Hauptes. „Sie waren doch Cavalier und kannten die Sitten und Gebräuche unseres Hofes, bevor Sie nach Amerika gingen. Sollten die dortigen republikanischen Ansichten Ihnen so sehr das Gedächtniß gestört haben, daß Sie jetzt nicht einmal wissen, daß es unerlaubt ist, in Gegenwart der Königin zu sprechen, ohne von ihr gefragt oder dazu aufgefordert zu werden?“

„Herr General,“ rief in diesem Augenblicke der Dauphin mit lauter und hastiger Stimme, indem er rasch sich Lafayette näherte, und ihm seine kleine Hand entgegenstreckte, „Herr General, ich möchte Sie gern begrüßen. Meine Mama Königin hat mir gesagt, daß ich gegen alle Diejenigen, welche gut gegen uns sind und uns lieben, freundlich sein soll, und als Sie vorhin mit dem Herrn von Bailly eintraten, da hat meine Mama zu mir gesagt, der General Lafayette gehört nicht zu unsern Feinden, er meint es gut mit uns. Erlauben Sie also, daß ich Sie freundlich begrüße, und Ihnen die Hand reiche!“

Und indem der Dauphin das sagte, und dem General freundlich zulächelte, hob er mit einem stehenden Ausdruck einen Moment seine großen blauen Augen zu dem Antlitze der Königin empor.

Lafayette nahm die dargereichte Hand des Prinzen und eine tiefe Rührung flog auf einmal über das vorher so erzürnte Antlitze des Generals hin. Wie von Ehrfurcht und Bewunderung ergriffen, beugte er auf einmal vor diesem Kinde, dessen Antlitze strahlte von Unschuld, Liebe und Güte, seine Knie, und drückte die kleine Hand, welche in der seinen ruhte, an seine Lippen.

„Mein Prinz,“ sagte er tief bewegt, „Sie haben eben mit eines Engels Zunge zu mir gesprochen, und ich schwöre es Ihnen und Ihrer erhabenen königlichen Mutter, daß ich diesen Moment nie vergeßen, daß ich seiner eingedenk bleiben will, so lange ich lebe! Der Kuß, welchen ich auf die Hand meines zukünftigen Königs gedrückt habe, war zugleich das Siegel für ein feierliches Gelöbniß, das Siegel für den Eid unwandelbarer Treue und Ergebenheit, welche ich meinem Könige der Gegenwart und Zukunft, welche ich der ganzen königlichen Familie weihen will, und an der mich nichts soll wankend machen, nichts, selbst nicht der Zorn und die Ungnade meiner erhabenen Königin! Dauphin von Frankreich, Sie haben heute sich einen Soldaten für Ihren Thron erworben, der bereit ist, für Sie und Ihr Haus seinen letzten Tropfen Blut hinzugeben, und auf

dessen Treue und Ergebenheit Sie fortan zählen können!“

Mit Thränen in den Augen, das edle tapfere Antlitze zuckend in Rührung, blickte Lafayette zu dem Kinde empor, das, die Wangen von tiefer Gluth übergossen, mit einem lieblichen, verlegenen Lächeln, mit großen, stummen Kinderaugen den starken Mann anschauete, der so demüthig und ergeben zu seinen Füßen lag. Hinter ihm stand Herr von Bailly, das Haupt auf die Brust gesenkt, die Hände gefaltet, voll feierlicher Andacht lauschend auf die Worte des Generals, in dessen starken und festen Händen die Geschicke der Monarchie ruhten, und welcher in dieser Zeit in Frankreich der mächtigste und angesehenste Mann war, weil die Nationalgarde von Paris ihm noch gehorsam war und seinen Befehlen folgte.

Neben dem Dauphin stand die Königin in ihrer aufrichtigen stolzen Haltung, aber auf ihrem Antlitze war eine merkwürdige Wandlung vorgegangen. Der Ausdruck von Zorn und Verachtung, welchen es vorhin gezeigt, war jetzt ganz aus demselben geschwunden, die Wolke, welche auf ihrer hohen Stirn gelagert, war entschwebt, und sie zeigte sich jetzt wieder rein und klar. Die großen graublauen Augen, welche vorher so zornige Blitze geschossen, erglänzten jetzt in einem milden Feuer, und um ihre purpurothen Lippen schwebte einen Moment jenes schöne, anmuthige Lächeln, welches in ihren glücklichen Tagen die Günstlinge der Königin zu so vielen Lobgedichten begeistert hatte, und das ihre Feinde ihr so oft zum Vorwurf gemacht hatten.

Jetzt, als der General schwieg, trat Stille ein, jene berebte feierliche Stille, welche solchen Momenten angehört, in denen der Genius der Weltgeschichte an den Menschen vorüberauscht, und, mit seinen Flügeln sie berührend, ihnen die Zunge lähmt und das Auge des Geistes ihnen öffnet, daß sie hineinschauen in die Zukunft und mit ahnungsvollem Erbeben die Geheimnisse wie einen Blitz vor sich aufleuchten sehen.

Ein solcher weltgeschichtlicher Moment war dieser, da Lafayette zu den Füßen des Dauphins von Frankreich der königlichen Monarchie ewige Treue schwur, in Gegenwart des unglücklichen Maire von Paris, welcher bald mit seinem eigenen Blute seine Treue bestiegen sollte, in Gegenwart der Königin, deren Herrlichkeit sich bald in ein Martyrium verwandeln sollte.

Der Moment rauschte vorüber, und Marie Antoinette neigte sich nun mit ihrem holdseligen Lächeln zu Lafayette nieder.

„Stehen Sie auf, General!“ sagte sie sanft und freundlich, „Gott hat Ihren Schwur gehört, und ich nehme ihn an im Namen der französischen Monarchie, im Namen meines Gemahls, meines Sohnes und meiner selbst. Ich werde desselben eingedenk bleiben und hoffe, daß auch Sie es thun werden. Ich bitte Sie auch,“ fuhr sie mit leiser Stimme fort, indem ein tiefes Erröthen über ihre bleichen Wangen hinfuhr, „ich bitte

Sie auch, mir zu vergeben, wenn ich vorher ungerecht war und Ihnen Vorwürfe machte. Ich habe so viele traurige und entsetzliche Tage durchlebt, daß es wohl zu verzeihen ist, wenn meine Nerven agitiert und leicht gereizt sind. Ich werde es wohl noch lernen, auch die schlimmsten Tage mit Ruhe hinzunehmen, und mein Haupt geduldig zu beugen unter das Joch, welches meine Feinde mir auferlegen! Aber noch fühle ich die Schmach, und die stolzen Gewohnheiten meines Lebens und meiner Geburt sträuben sich dagegen. Aber warten Sie, und ich werde mich schon gewöhnen.“

Sie neigte während sie so sprach, sich zu dem Dauphin nieder und küßte sein goldenes Haar. Aber eine Thräne fiel dabei aus ihren Augen nieder auf die Stirne ihres Sohnes, und glänzte auf seiner Stirn wie ein vom Himmel niedergefallener Stern. Marie Antoinette sah es nicht, wußte es nicht, daß die Thräne, welche sie hatte verbergen wollen, jetzt auf der Stirn ihres Sohnes leuchtete, auf dieser Stirne, welche niemals ein anderes Diadem tragen sollte, als jenes, welches die Thränen der Liebe ihm auf das unschuldige Haupt gesteht!

„Der Himmel wolle verhüten, daß Ew. Majestät jemals an eine Schmach sich zu gewöhnen hätten,“ rief Lafayette tief bewegt. „Ich hoffe, wir haben die schlimmsten Tage erlebt, und nach den Ungewittern und Stürmen wird jetzt wieder für uns Alle Sonnenschein und heiteres Wetter folgen. Das Volk wird mit Beschämung und Reue auf die wilden und rasenden Scenen zurückblicken, zu denen es von Aufwieglern und Unruhstiftern sich aufreizen ließ, es wird in Liebe und Gehorsam sich wieder vor dem Königspaare beugen, das mit so edlem Vertrauen und so vieler Hingabe sich ihm zugeneigt, und seine schöne Zurückgezogenheit in Versailles verlassen hat, um die Wünsche des Volkes zu erfüllen, und hierher nach Paris zu kommen. Haben Ew. Majestät nur die Gnade, den Herrn Bürgermeister von Paris zu fragen, der wird Ihnen sagen, Madame, wie tief gerührt alle guten Bürger von Paris von dem Edelmuthe sind, mit welchem Ew. Majestät es abgelehnt haben, eine Untersuchung über die unglückliche Schreckensnacht von Versailles einzuleiten, und die Unruhstifter zur Rechenschaft zu ziehen.“

„Ist es wahr, Herr von Bailly?“ fragte die Königin lebhaft. „Hat man meinem Entschlusse gebilligt? Habe ich noch Freunde unter den Bewohnern von Paris?“

„Majestät,“ erwiderte Herr von Bailly, sich tief verneigend, „alle guten Bürger von Paris haben mit tiefer Andacht und Rührung den edelmüthigen Entschlusse Ew. Majestät vernommen, und allen edlen und treuen Herzen sind die schönen und königlichen Worte unaussprechlich eingegraben, welche Ew. Majestät den Richtern des Chatelet gesagt: „Habe Alles gehört, Alles gesehen, und Alles vergessen!“ Mit Thränen der Rührung, mit heiliger Freude wiederholt man sich dieselben